

Schriftsteller, wir wissen es, sind nicht dazu berufen, die Welt zu verändern. Ihr eigentliches Metier ist deren Interpretation – die Deutung und Verbildlichung all der Dinge, die uns im weitesten Sinn als Welt begegnen und berühren. Andererseits wäre es ganz falsch, der Literatur jedes revolutionäre Element abzusprechen. Indem sie Perspektiven legt, Erkenntnisse zur Anschauung bringt oder aus Erinnertem neue Zusammenhänge gewinnt, definiert die Dichtung auch unseren Zugang zum Leben. Sie wirkt jetzt wie eine verdeckte, aber einflussreiche Macht der Wahrnehmung. Sogar könnte man behaupten, dass sie Welten erzeugt: nämlich eine Fülle von möglichen Fluchtpunkten gegen den absoluten Realismus des Gegebenen. Nichts ist ihr einfach gegeben; im Gegenteil dreht und wendet sie dieses Vorhandene, bis es seine Hintergründe und Hintersinnigkeiten offenbart. Und plötzlich zeigt uns die Dichtung die Schönheit eines vielstimmig gewordenen Universums.

Für den polnischen Schriftsteller Adam Zagajewski versteht sich das mittlerweile von selbst. Zagajewski, geboren im Jahr 1945 in Lemberg, ist ein eminent philosophischer Kopf. Bevor er sich der Literatur zuwandte, studierte er in Krakau Psychologie und Philosophie. Schon damals – und unter dem Einfluss der phänomenologischen Schule von Roman Ingarden – begriff er rasch, dass jeder frische und unvoreingenommene Blick eine Welt entstehen lässt. Später, als er sich zunächst als Lyriker profilierte, suchte und

fand er die Bestätigung jener Geburt der Dichtung aus dem Geist der Wachsamkeit. Wider das verordnete Weltbild selbst eines geschmeidigeren Marxismus setzte er den Moment der Spontaneität, die Sekunde des Sehens. Dann, 1979, reiste Zagajewski nach Berlin, nach Amerika und nach Frankreich. Er ließ sich 1982 in Paris nieder, wo er bis vor kurzem lebte – nicht als „Emigrant“, sondern als ein Mann der geselligen Einsamkeit. Seither hat sich Zagajewski mit immer freierer Gebärde an einer Literatur der reflektierten Unmittelbarkeit erprobt. Die Opposition des Studenten und des jungen Poeten gegen jede Form totalisierender Ideen und Begriffe ist einer Art von abgeklärter Sensibilität gewichen. Man könnte dies wohl so paraphrasieren: Dort, wo ich beobachte, vielleicht staune, vielleicht träume, wo ich denke, vielleicht einstimme, vielleicht zweifle, beginnt das Schreiben – *mein Schreiben*.

Von Adam Zagajewski liegen in deutscher Übersetzung vor: Gedichte, Erzählungen, Essays, autobiografische Schriften. Der genauere Leser bemerkt sogleich, dass hier ein *poeta doctus* am Werk ist. Es gibt ja, wenngleich selten, die Originalgenies; die Stürmer und Dränger, die aus ihrem Inneren mit Naturgewalt hervorbrechen. Es gibt, zweitens, die Gedankenkünstler; die Meister ihrer Bildung, die erst zögernd und oft im langen Selbstgespräch zu Wort und Text finden. Zagajewski ist der gelehrte Dichter, er würde uns nicht widersprechen. Sein Œuvre ist reich an Assoziationen und Anspielungen, Ge-

schichte und Philosophie, Musik und Malereibilden sozusagen einen *Cantusfirmus*, über dem der Autor ins Schweben gerät. Die Metapher stammt von ihm selbst. *Ich schwebte über Krakau*, so heißt der Titel seiner Autobiografie der frühen Jahre. Offenbar erforscht Zagajewski eine doppelte Wahrheit – einerseits das Fundament dessen, was wir als Tradition und Herkunft bezeichnen könnten; Heimat im engeren Sinn sowie das Gewicht des Ästhetischen, von Bach bis zu Benn, von Mantegna bis zu Morandi, von Heraklit bis zu Husserl. Andererseits die freie Variation darauf, die individuelle und subjektive Aneignung von Kultur, die sich nun in ein Gedicht oder in einen Aphorismus von überraschender Dichte verzweigt.

Reich der Imagination

Wer schwebt, kann kein Konformist sein. Wer durch die Lüfte zieht, ist kein Mitläufer. Aus mittlerem Abstand verliert die Welt an Dringlichkeit, auch an gequälter Präsenz. Dennoch fiele es Zagajewski niemals ein, sie nur noch als Objekt einer rein ästhetischen Begierde zu betrachten. Zagajewski befand sich noch durchaus am harten Boden der Politik, als er in den siebziger Jahren, zusammen mit einigen Gesinnungsfreunden, gegen die fruchtlose Gedankenenge in seinem Land argumentierte. Gegen die Ideologie des „Realismus“ versuchte er für die Literatur eine authentische und aus der eigenen Verantwortung erwachsene Sprache zu finden. Gegen die Übermacht des geschichtlichen Seins gedachte er den Reichtum geistiger Experimente zu mobilisieren. Schon als Jugendlicher, der Verfasser beschreibt es auf den letzten Seiten seiner Autobiografie, hatte er eine folgenreiche Erleuchtung – dass der kruden empirischen Wirklichkeit das Reich der Imagination entgegenzusetzen sei: das Wissen um verborgene Bedeutungen und Zusammenhänge, die Ahnung eines tieferen Sinns hinter allen Erscheinungen.

Doch was Zagajewski dann auch zu verstehen lernte, war für seine gesellschaftlich-politischen Ansprüche ernüchternd. Solche Aufklärung beinah mystischer Illuminationen konnte sich nicht ins Allgemeine verbreiten. Sie blieb zunächst privat, und selbst in der späteren Fassung ihrer dichterischen Publikation erreichte sie nur wenige. Der Dichter ist einsam. Einsam durchstreift er Straßen, Landschaften, Bücher. Einsam sammelt er das Erlebte und Erfühlte in seinen Texten. Und in der Einsamkeit hofft er am Ende, dass jene Texte hinausgehen in die Welt als deren mögliches Sinnbild. Wie wäre dieses Sinnbild beschaffen? Es nicht nur intellektuell zu begreifen, sondern auch in seiner Musikalität zu spüren wären Zagajewskis Gedichte zu lesen. Gedichte, die im freien Vers fortschreiten und nah bei den Dingen sind. *Mystik für Anfänger* heißt der Titel einer bedeutenden Sammlung. Da findet sich denn die Stunde des Todes oder ein lautlos fallender Stern; das schlafende Meer oder Prager Septemberluft; eine Reminiszenz an die Stadt der Kindheit, Ruinen gotischer Kathedralen. – Nein, einfach klingt das nicht. Viel Allegorisches blüht auf. Aber müsste man die Themen philosophisch deuten – wozu sie ja trotz ihrer „gegenständlichen“ Verweise einladen –, so lautete die Botschaft: Nicht das, was wir treiben und tun, ist der Verehrung würdig, sondern jenes, was wir, arglos Schauende, zu finden vermögen.

Ekstatisches Element

Argloses Schauen, das klingt nun seinerseits etwas pastoral. Aber es präzisierte dennoch die Wahrheit der Mystik, dass nur die gelassene, interesselose und vortheoretische Empfänglichkeit für die Erscheinungen der Welt etwas wie den erleuchteten Augenblick befördert. Dieses Schauen – oder Hören – zöge dann im Gelingen die Ekstase nach sich: ein Außersich-Sein, gelöst von allem Wollen und Befinden. Mit einem Satz von Zagajewski:



„Das ekstatische Element hängt zusammen mit der bedingungslosen Akzeptanz der Welt und sogar all ihrer grausamen und absurdnen Bestandteile.“ Davon lebt schließlich das Gedicht – nämlich da, wo es solche Berührungen mit der Welt und ihren Zeichen weiterreicht. Rimbaud fand dafür das Wort von den Illuminationen. „Etwas“ stößt uns zu, kommt nahe heran, überwältigt und überwölbt schließlich die cartesische Spaltung in *res cogitans* und *res extensa*, den Abgrund zwischen Denken und Materie. Jene Überwölbung zeigt sich in Zagajewskis Gedicht *Früchte*:

Unfassbar ist das Leben, und nur
in der Erinnerung enthüllt es seine Züge,
nur im Nichtvorhandensein.
Unfassbar sind
die Nachmittle, reif und laut,
die Blätter
voller Saft, die prallen Früchte,
die raschelnden Seiden der Frauen,
die auf der anderen Straßenseite gehen,

die Rufe der Jungen,
die aus der Schule
kommen. Unfassbar.
Sogar ein gewöhnlicher Apfel
bleibt rund und geheimnisvoll.
Die Baumkronen zittern
in den warmen Strömen der Luft.
Unfassbar sind die Berge am Horizont.
Unberührbar der Regenbogen.
Die riesigen Felsen der Wolken
fließen langsam am Himmel.
Unfassbarer, kostbarer Nachmittag.
Mein Leben, das rotierende
und unfassbare, freie.

Oder in der Interpretation: Das emphatische, an den Sinnen erfahrene Leben entzieht sich jeder begriffenen Ordnung.
– Dass das nicht die Regel des Alltages und noch viel weniger die Forderung der Geschichte und ihrer teils hoffnungsfröhnen, teils verhängnisvollen Absichten sein kann, versteht sich allerdings von selbst. Schon die Erinnerung ist das Ende der Ekstase. Schon das Gedenken und

Memorieren hat Distanz gelegt gegen den mystischen Moment. Und wo wir mit Zwecken agieren, politisch oder gesellschaftlich gestalten, kurz: auf die Zukunft hin bauen, gibt es für jene aufgehobene Zeit des Welterlebens ohnehin keinen Ort. „Zeit nimmt Leben / und schenkt Gedächtnis, gülden von Flammen, / schwarz von der Glut.“ So heißt es in dem Gedicht *Muschel* über das ausschließende Verhältnis von Leben und Zeit; und zugleich kommentiert dieses Gedicht seine eigene Bedeutung: „Ein Gedicht vermag das Echo des Sturms festzuhalten, / wie jene Muschel, die der flüchtende Orpheus / berührt hat.“

Gegenprinzip der Ironie

Wir sehen, Poesie wäre im Grunde ein unmögliches, jedenfalls ein höchst prekäres Glück. Wir sehen weiter, Poesie ihrerseits wäre allenfalls der Schatten, das Nachbild der Ekstase. Denn sie reflektiert auch sich selbst, nämlich die Bedingungen ihrer Begründung. Darin spiegelt sie eine spezifisch moderne Erkenntnis, seit der Romantik kann sie nicht mehr nur naiv und rein operieren, argwöhnisch beschreibt sie auch den Akt ihrer Geburt. Von Shelley und Rimbaud führt der Weg der poetischen Selbstreflexion bis zu Trakl, Celan und Benn – der schließlich und wider seine eigenen lyrischen Empfindlichkeiten schroff dekretiert: Ein Gedicht wird gemacht.

So weit in die Richtung des Handwerklich-Stofflichen würde Adam Zagajewski als verschwiegener Mystiker nicht gehen. Aber dem philosophischen Skeptiker ist das Problem der poetischen Authentizität durchaus präsent. Deshalb hat er realistischerweise ein Gegenprinzip zur Ekstase formuliert, welches diese gewissermaßen begrenzt. Es ist die Ironie. Ich zitiere nochmals aus dem kurzen Text *Ekstase und Ironie*: „Die Ironie [...] ist die Repräsentantin des Denkens, des kritischen Geistes, des Zweifels. Die Ekstase

ist bereit, die ganze Welt zu umfangen; die Ironie, der Fährte des Gedankens folgend, beanstandet alles, zweifelt alles an, stellt verfängliche Fragen, stellt den Sinn der Poesie und sogar sich selbst in Frage. Die Ironie weiß, dass die Welt tragisch und traurig ist.“ Und zuletzt: „Die Tatsache, dass zwei so grundverschiedene Elemente die Poesie gestalten können, ist erstaunlich und sogar kompromittierend. Kein Wunder, dass fast niemand Gedichte liest.“

Mit einem ironischen Abgang beendet der Analytiker seinen Exkurs zur lyrischen Kunst. – Tatsächlich ist Zagajewski ein Meister der Ironie, die ihm zunächst wohl auch als Pharmakon gegen den Totalitarismus diente. So schärfte sie erstens unter dem Schwert der Zensur seinen Stil. Zweitens aber ermöglichte sie eine fortwährend kritische, dabei um den Humor ergänzte Selbstwahrnehmung. Wo immer sich Zagajewski selbst ins Bild bringt, im Gedicht, im Essay oder zuletzt in seiner Autobiografie des schwebenden Beobachters, begegnen wir einem Mann der Zwischentöne, des höflichen Ausweichens, der an den Rändern streifenden Neugier. Hier tritt er auf als Gesprächspartner von Kafka, Beckett, Cioran. Hier hält er's mit Flaubert und Proust. Hier memoriert er Valérys Genueser Gewitternacht, da sich der französische Dichter unter Blitz und Donner entschloss, das Metier des Poeten für immer aufzugeben zu Gunsten einer prosaischen und essayistischen Erkenntniskritik.

Verlust der Vaterländer

Weder ist das Ich sein Herr im eigenen Haus, so viel Freud muss sein; noch gelingt es ihm, sich ungesäumt und souverän den geschichtlichen Prozessen zu stellen – so viel lehrt die „Politik“. Letzteres musste Zagajewski während seiner polnischen Jahrzehnte begreifen, zuerst unwillig, später mit melancholisch gefärbter Resignation. Zwei Vaterländer seien ihm

darüber verloren gegangen, schreibt er. Das eine wäre die Heimat gewesen, Lemberg und Krakau. Das zweite Vaterland hätte die Wahrheit bedeutet, den freien Zugang zum Denken. Darüber, gewiss, kann einer, wenn er nicht verzweifelt, zum Ironiker werden. Er lebt dann in einem dritten Land, in einer dritten Welt, da alles sein doppeltes Gesicht bekommt. In Sonderheit der Alltag verwandelt sich nun ins Absurde oder ins Komische – oder mit einer weiteren Drehung: ins Poetische. Es gibt in dem Buch *Ich schwebe über Krakau* eine Passage, die dies auf virtuose Weise erhellt. Der junge Mann soll in der Stadt Krynica über Ethik und Moral sprechen. Er fährt mit dem Bus während vieler Stunden durch die Landschaft. Der Fahrer hat das Radio eingeschaltet, und plötzlich tönt daraus die Stimme Gomulkas. Während sich der Bus über Hügel und Dörfer frisst und das Provinzdunkel allmählich vorherrscht, redet und redet der Diktator. Seine Lobeshymnen dröhnen nach innen, draußen zieht die materielle Welt vorbei, feuchte Dämmerung, Herbstluft, kläffende Hunde, Silhouetten von Betrunkenen, triste Läden, zitternde Lampen.

Exil der Ungemütlichkeit

Das passt vordergründig nicht zusammen. Es ist der Hohn der Realität auf die politische Utopie. Doch wer das bemerkt hat, wird entweder zum Zyniker oder, mit den Mitteln der sprachlichen Verwandlung, zum Poeten. In der Kunst sind nun die Gegensätze aufgehoben, das Widersinnige jener Dissonanzen ist gewissermaßen erlöst. Für wie lange? Schwer zu sagen. Vielleicht so lange, wie die Menschen noch eine Ahnung von Kultur haben. Kultur wären nämlich immer schon die Leistung des distanzierenden Blickes, der gelungene Umweg der Reflexion, das Antidot gegen das nackte und als absolut empfundene Dasein. Gegen die Tyrannie der Geschichte sucht sie die Spontaneität,

gegen den unverrückbaren Mythos bietet sie die Aufklärung auf, gegen das System zündet sie den Sprengstoff der Anarchie, und gegen den sozialen Lebenszwang rettet sie die Einsamkeit. Kultur also macht frei – manchmal so frei, dass sie uns als zumutungsbereiches Exil der Ungemütlichkeit erscheinen mag.

Kein Wunder denn, dass Zagajewski jeder Gesamtdeutung der geschichtlichen Welt misstraut. Hätte er zu wählen zwischen Hegel und Kierkegaard, so befände er sich sogleich auf der Seite des kummervollen Dänen. Dennoch finden sich in seinen Texten einige Spuren aus dem Denken des deutschen Idealismus. Es ist schon so, Adam Zagajewski bevorzugt häufig Doppelbegriffe. Hier sind nur die auffälligsten erwähnt: Solidarität und Einsamkeit; Ekstase und Ironie; Zeit und Leben; Geist und Geschichte; Empathie und Erinnerung. Diese Begriffe oder Worte aber versteht der Autor in der Weise, dass sie sich wenn nicht ausschließen, so mindestens bekämpfen. Sie laufen kaum je zur Synthese zusammen, benennen vielmehr einen Konflikt. Der Konflikt meint, dass wir zwischen solchen Polen hin und her gerissen sind, oftmals auf gefährlichem Grund, zu Entscheidungen gedrängt, die wir nicht zu überblicken vermögen. Pathetisch formuliert, der moderne Mensch ist der zerrissene Mensch, mag sein, dass er noch immer das Ganze will, einen Himmel über der Erde oder einen gnädigen Gott, aber seine Existenz ist Fragment. Wer sich darüber genauer informieren möchte, studiere Zagajewskis Essaysammlung *Solidarität und Einsamkeit*, die wiederum manches Autobiografische beiläufig erhellt.

Abschied von Gewissheiten

Mit Pascal gesprochen: Wir haben uns eingeschifft. Doch wohin die Reise geht, wissen wir nicht, denn wir leben in Wirklichkeiten, deren Merkzeichen und Qualitäten kräftig auseinander streben. – Das

gilt auch für die Kunst. In der Moderne versagt sie uns ihrerseits die Gewissheit der Leitbilder, das Wahre, Gute und Schöne hat sich ihr, mit Hegel gesprochen, in totes Gehölz verwandelt. Ein gebildet sentimentalischer Künstler wie Zagajewski gibt sich da keinerlei Illusionen hin. Zwar kennt Zagajewski auch als Künstler das süße Gift der Nostalgie; den Traum einer früheren und geordneten Welt, der plötzlich noch einmal wahr wird, wenn sich im Gedicht der Vorhang auf die Bilder der alten Niederländer hebt. Doch kann dies alles nur „Zitat“ noch sein: Jede Erinnerung betrauert Verlorenes. Der Ton, in dem Adam Zagajewski vorträgt, sei es in der Lyrik, sei es im ästhetischen Kommentar, klingt verbindlich, hell. Aber man täusche sich nicht; die Sache selbst verträgt am Ende weniger die Ironie als die Elegie – den Abgesang auf alles Endliche.

Das Wunderbare der Welt

Nun ist mit einem gewissen Unbehagen zu bemerken, dass in diesen Ausführungen allzu viele Wolken aufgezogen sind. Ausgerechnet in Weimar (dem Ort der Literaturpreisverleihung 2002 an Zagajewski), wo einst Wieland und Schiller, Herder und Goethe im Lichte aufgeklärter Geselligkeit wandelten und den Enthusiasmus schöpferischer Energien pflegten, soll zuletzt der Ton der Klage vorherrschend sein? Das widerspricht auch Adam Zagajewskis anderer Botschaft: dass wir Menschen offenbar eine Fähigkeit noch nicht verlernt haben, die uns gegen die Mächte der Zeit und gegen die Melancholie alles Fertigen ins unmittelbare Leben zurückhebt – das Staunen. Wenn wir innehalten, aufmerken, bei wachen Sinnen sind, öffnet sich die Welt. Sie wird gegenwärtig, durchlässig, ohne Objekt zu sein. Und den Dichtern wäre es aufgegeben,

solche Momente der Ekstase in Sprache und Ausdruck zu fassen. „Verteidigung der Poesie bedeutet etwas verteidigen, was im Menschen steckt, nämlich die fundamentale Fähigkeit, das Wunderbare der Welt zu erleben, das Göttliche im Kosmos und im anderen Menschen, in der Eidechse und in den Kastanienblättern zu entdecken, die Fähigkeit zu staunen und lange Augenblicke im Staunen zu verharren.“ (Adam Zagajewski)

Ist das naiv? Keineswegs. Und den Skeptikern wäre zu erläutern, dass es von der antiken Philosophie bis zu Husserls Begriff der *Epoché* immer auch ein gedankliches Pensum mit sich führte. Adam Zagajewski ist also auch der Poet des Staunens, einer geradezu anarchischen Lust, Dinge und Begebenheiten auf sich wirken zu lassen. „Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst“, dieses Wort Schillers findet in seinen Texten einen geläuterten Widerklang. Nicht mehr der erzieherische Impetus drängt hervor, sondern ein persönliches Bekenntnis wäre herauszuhören. Es gibt von Zagajewski ein Gedicht mit der Überschrift *Anton Bruckner*. Tatsächlich soll es gelesen werden als eine Hommage an den großen und vielfach verkannten Spätromantiker. Aber dessen Name fällt erst in der letzten Zeile. Vorher ist die österreichische Landschaft beschrieben, das bäurische Element, der Barock der Kirchen. Später fällt die Musik mit ihren Stimmen ein, der Rhythmus wird breiter. Und wenn der Komponist nun schließlich zu Werk und Tat geht, hat er von der Erden schwerie bis zu den Himmelssphären etwas gefunden, was der poetischen Nachbildung würdig ist. Dieses Gedicht als Allegorie auf den Künstler überhaupt zu deuten sei keinem Verständigen verwehrt.

(Erstabdruck in: *Neue Zürcher Zeitung*, 8. 6. 2002)